

Ronald Dunckert

DRACHEN TÖTER

BAND 1: DER LEHRLING

Ein Escape-Roman

Zum Autor:
Ronald Dunckert, Jahrgang 1967, ist verheiratet und
Vater von vier Kindern, Illustrator und
Mitgründer der Werbeagentur »unikat«, sowie
der »Kleinen Propheten« in Wuppertal.

*Von Weisheit
soll reden mein Mund,
neigen will ich mein Ohr einem Spruch
und kundtun mein Rätsel
beim Klang der Harfe.*

(AUS DEM BUCH
DER PSALMEN)

© 2022 Bibellesebund Verlag, Marienheide,
in Kooperation mit Kleine Propheten, Wuppertal

Lektorat: Iris Voß
Illustrationen: Ronald Dunckert
Umschlaggestaltung und Satz: Ronald Dunckert
Druck: FINIDR, s.r.o.; Tschechische Republik

ISBN: 978-3-95568-505-8

www.bibellesebund.net
www.kleine-propheten.de

VORWORT

Den Weisen ist die Welt schon immer ein Rätsel gewesen. Nur die Dummen meinen, alles zu verstehen. Die Alten wussten noch, dass es ein weiser Schöpfer gewesen sein muss, der Erde und Weltall erdacht hat, der den Mond geformt und die Sterne hat leuchten lassen. Er steuert den Aufgang der Sonne und auch ihren Untergang. Die Säulen der Erde zittern vor seiner Macht.

Das alles erscheint den Narren lächerlich. Neuerdings glauben die Menschen, alle Rätsel der Schöpfung allein durch ihre Vernunft lösen zu können. Doch der im Himmel wohnt, lacht über sie. Denen, die sich auf ihren eigenen Verstand verlassen, wird die Welt für immer ein Geheimnis bleiben.

Und du, liebe Leserin, lieber Leser? Gehörst du auch zu den sogenannten aufgeklärten Leuten? Oder hast du das Staunen noch nicht verlernt? Bist du bereit, dich auf eine Geschichte voller Wunder und Geheimnisse einzulassen? Dann mach dich darauf gefasst, in jedem Kapitel vor einem Rätsel zu stehen. Denn die Seiten dieses Buches sind ein heillooses Durcheinander geworden, verworren wie die Schicksale der Menschen.

Nur wenn du die Rätsel löst, erfährst du, auf welcher Seite die Geschichte weitergeht. Daher ist die Lösung für jedes Rätsel eine Seitenzahl.

Aber wie findest du heraus, ob deine Lösung die richtige war? Nun, dafür gibt es eine einfache Kontrolle: Das Wappen, das dort unten auf der Seite steht, wo die Geschichte unterbrochen wird, muss mit dem Wappen der Seite übereinstimmen, wo die Geschichte weitergeht. Wenn die Wappen nicht die gleichen sind, war es nicht die richtige Lösung. Dann musst du die Sache noch einmal überdenken.

Dieses Prinzip mag einfach sein – die Rätsel sind es jedoch nicht. Meistens wirst du selbst herausfinden müssen, wonach gesucht wird. Die Antwort steckt vielleicht in einem Bild, vielleicht im Text, vielleicht auch ganz woanders. Da muss man schon mal vorwärts, rückwärts oder um die Ecke denken.

Und wenn du gar nicht mehr weiterweißt? Dann gibt es auf der jeweils folgenden Seite immer einen Hinweis und eine komplette Lösung. Mein Tipp: Suche dir ein oder zwei treue und findige Kameraden oder Kameradinnen und entlocke mit ihnen gemeinsam diesem Buch seine Geheimnisse: »Einer mag unterliegen, aber zwei können widerstehen, und eine dreifache Schnur reißt nicht so leicht entzwei«, sagt der weise Salomo im Buch des Predigers.

Den Faulen sind alle Wege versperrt. Den Weg zur Weisheit findet nur der, der danach sucht.



DER FREIE FALL

*Eine Grenze zog Gott am Rande des Wassers,
wo Licht und Finsternis sich scheiden.
Die Säulen des Himmels erzittern vor seiner Macht.
Durch seine Kraft erregte er das Meer
und zerschmettete den Drachen der Urzeit.
Am Himmel wurde es klar durch seinen Wind
und seine Hand durchbohrte die flüchtige Schlange.*

(AUS DEM BUCH HIÖB)



Ich habe sie oft gehört, in den Nächten, wenn der Wind um die Türme heulte. »Schlaf, Georg«, sagte Mutter dann, »es ist nur der Sturm, der durch die Wehrgänge fegt.« Wenn ich sie fragte, ob es stimme, dass man vom Schrei des Drachen sterben kann, strich sie mir übers Haar und sagte: »Man sollte nicht alles glauben, was die Leute sagen.«

Die Leute sagten auch, dass es stets Unglück bedeute, wenn sich ein Drache zeigt. Den ersten sah ich in der Nacht, als meine Mutter starb. Er flog unweit der Burgmauer vorüber. Das Abendrot, das gerade hinter den Hügeln verglomm, ließ ihn dunkelrot erstrahlen. Mir war, als hielte er kurz inne, um mir seinen Kopf zuzuwenden. Dann schlug er ein paar Mal lautlos mit seinen Schwingen und verschwand.

Ja, die Mutter. Ich habe sie sehr geliebt. Sie hatte mir Geschichten aus der Bibel erzählt – vom Heiland, der gekommen war, die Welt zu erlösen. Nach ihrem Tod erschien mir die Welt erlösungsbedürftiger denn je. Mein Vater, der Schmied, machte nicht viele Worte. Lesen war nicht seine Sache. Stattdessen brachte er mir viele praktische Dinge bei: wie man anhand der Sonne die Zeit bestimmt, wie man aus einem Weidenstock einen Bogen



baut, wie man mit einem Stein eine Klinge schärft, wie man sich in unserer Burg und im benachbarten Dorf bewegt und wo man besser nicht hingehen sollte.

Einer dieser Orte waren die Wohnstätten der vornehmen Leute. Dort, wo die Freitreppe hinaufführte mit den beiden steinernen Löwen zur Rechten und zur Linken – dort wohnte der Adel, die Ritter und Hofdamen. Ich weiß nicht, welche glückliche Fügung des Schicksals ihnen diese Stellung verschafft hatte. Ich weiß nur, dass sie hoch über dem gemeinen Volk standen. Man hatte sie mit »Euer Ehren« oder »Euer Gnaden« anzureden. Manche auch mit »Eure Hoheit«. Am besten war es, sie gar nicht anzusprechen, dann lief man nicht Gefahr, sich unbeliebt zu machen.

Dabei kann ich mich wahrlich nicht beschweren. Denn als Huf- und Waffenschmied war mein Vater ebenfalls ein angesehener Mann. So konnte es zuweilen passieren, dass sogar die Hofdamen oder ein Ritter – wenn er denn mal freundlich gestimmt war – einen Gruß herüberwinkten, den wir dann mit einer scheuen Verbeugung erwiderten. Die Handwerker und Händler, die innerhalb der inneren Burgmauer wohnten, waren durchweg achtbare Leute. Auch wenn sie weit unter dem Adel standen, so standen sie immer noch hoch über dem



Pöbelvolk, das außerhalb der Mauer wohnte – Leute, die niedere Dienste verrichteten, wie Lastenträger, Wasserschöpfer, Näherinnen und so weiter.

Noch unter ihnen standen die Bauern. Sie bewirtschafteten die Ländereien des Herzogs und waren verpflichtet, von allen Früchten des Feldes Abgaben zu leisten. Viele von ihnen waren Leibeigene, denn in Jahren mit schlechten Ernten konnten sie ihre Pflichten dem Herzog gegenüber nicht erfüllen und so hatten sich einige von ihnen mit Leib und Leben, Weib und Kind und allem, was sie hatten, ihrem Herrn zu eigen gemacht.

Wer aber meinte, die Bauern stünden ganz unten in der Hierarchie, kannte die »Siedler« nicht. Zumindest meine Mutter nannte sie immer »die Siedler«. Von meinen Kameraden kannte ich auch andere Bezeichnungen dieser Leute, Namen, die nicht sehr schmeichelhaft klangen und denen man deutlich anmerkte, was derjenige, der sie benutzte, von diesen Leuten hielt. Sie hausten in Hütten im Wald und ernährten sich meist von Wilderei. In den ausgedehnten Wäldern tummelte sich auch allerlei gesetzloses Volk – Banden, die wohlhabende Reisende überfielen und ausraubten oder gegen Lösegeld wieder freiließen, nachdem sie sie auf übelste Weise misshandelt hatten. Aus Sicht der Burgbewohner waren



Arme und Verbrecher das Gleiche. Man traute ihnen alles erdenklich Schlechte zu, und wenn ihre Kinder mit ihren zerlumpten Kleidern zuweilen in den inneren Burgring kamen, um zu betteln oder ihre minderwertigen Waren anzubieten, jagte man sie mit Schimpf und Schande davon.

Ich weiß nicht, welche unglückliche Fügung des Schicksals *ihnen* diese Stellung verschafft hatte. In dieser fest gefügten Gesellschaft gab es – so schien es mir – nicht die geringste Möglichkeit, von einem Stand in einen höheren aufzusteigen. Jede Bevölkerungsschicht unseres kleinen Herzogtums achtete eifersüchtig auf ihre Privilegien. Undenkbar, dass einer der niederen Stände davon etwas abbekommen sollte. Es schien eine göttliche Ordnung zu sein, die der Himmel wohl schon vor Urzeiten festgelegt haben musste. Was mich angeht – ich stellte sie jedenfalls nicht infrage.

Dabei muss ich zugeben, es war mir bereits in jungen Jahren aufgefallen, dass diese Grenzen zwischen den Menschen nur in einer Richtung undurchlässig waren. Niemals hatte einer beobachtet, wie jemand aus niederem Stand in den Adel aufgestiegen war. Wohl aber konnte man zuweilen beobachten, wie ein vom Pech verfolgter Bauer, dem der Schuldeneintreiber keine



Ruhe ließ, mitsamt seiner Familie im Wald verschwand. Möglicherweise hatte der eine oder andere, indem er all sein Gut hergab, in der Armut seine Freiheit wieder gewonnen. Gut vorstellbar, dass der Arm der Obrigkeit bis hierher nicht reichte und dass es sich ohne die Güter dieser Welt freier leben ließ.

Hin und wieder hörte man Geschichten, was mit denen geschehen sei, die ihre Pflichten dem Herzog gegenüber nicht hatten erfüllen können. Solche Erzählungen handelten von Menschen, denen, vom Schicksal gebeutelt, ihre Schulden über den Kopf gewachsen waren, wie sie vom Schuldherrn verfolgt und in den Hungerturm geworfen worden waren. Weiter hieß es, man hätte sie dort auf einen Stuhl gebunden, der im Innern des Turms an einem Seil hing. Wenn dann in einem vorher bestimmten Zeitraum niemand dem Unglücklichen zu Hilfe kommen wollte und die Schulden unbezahlt blieben, so habe man schließlich das Seil gekappt. Der Boden des Turmes aber – so erzählte man sich weiter – sei mit spitzen Eisenstangen gespickt ...

Diese Legenden rankten sich um den Turm wie die gewaltige Efeupflanze, die sich über Jahrhunderte hinweg nach oben gearbeitet haben musste. Der Efeu war längst erstorben, in seiner Bewegung erstarrt, und nun krallte



er sich kalt und tot wie mit gespenstisch dürrer Fingern an dem brüchigen Gemäuer fest. Irgendwann hatte es in diesem Teil der Burg einmal gebrannt und wie zum Gedenken daran war der Hungerturm noch immer an einer Seite rußgeschwärzt.

Dies alles gab dem Turm, der abseits der Häuser an der rückwärtigen Mauer stand, eine Aura des Grauens. Hier waren wir als Kinder nie gewesen. Aber eines Sommers, als meine Kameraden und ich begannen, uns wie Männer zu fühlen, da schien es irgendwann nur angemessen zu sein, unseren Mut auf die Probe zu stellen. Ließ sich nicht doch in dem undurchdringlichen Gestrüpp, das den Sockel des Turmes umgab, ein Eingang finden? Was würde dort auf uns warten? Die verblichenen Knochen eines der Elenden, die hier ihr grausiges Ende gefunden hatten? Und wenn die Phantasie mal wieder mit uns durchging, stellten wir uns vor, wie da noch einer im Turm hing, sorgsam festgebunden auf seinem Stuhl und zwischen Tod und Leben schwebend, den man einfach dort vergessen hatte, schon vor Jahrhunderten ...

Die ersten Versuche, das Geheimnis des Hungerturms zu lüften, endeten mit zerschrammten Gesichtern und zerrissenen Kleidern. Und sie führten gleich bei mehreren Müttern zu der Frage, wo man denn gewesen sei.



Aber von uns war kein Sterbenswörtchen zu hören. Niemand konnte uns unser Geheimnis entlocken. Schließlich wollten wir dem Rätsel des Turmes auf die Schliche kommen. In dieser Phase meines Lebens hielt ich es für einen Vorteil, keine Mutter mehr zu haben. Mein Vater war zu sehr beschäftigt, als dass er sich um meine Abenteuer kümmern konnte. Seine Erziehung bestand im Wesentlichen aus ein paar saftigen Ohrfeigen, wenn ich mal wieder mit zerrissenem Wams nach Hause kam.

Eines Tages fanden wir – Hagen, Theo, Veit, Dietbert, Etzel und ich – unter dem Wust von Ästen und Zweigen verborgen, eine geheimnisvolle runde Steinplatte, die kunstvoll in das Mauerwerk des Turmes eingesetzt war. Nachdem wir sie sorgfältig von allerhand Dreck und Ruß befreit hatten, sahen wir zu unserem großen Erstaunen ein magisches Symbol, das in den verwitterten Sandstein geritzt war. Es stellte einen Drachen inmitten eines achtzackigen Sternes dar. Drum herum waren Zahlen eingraviert: 13 – 14 – 12 – 36 – 9 – 14 – 8. Dahinter kam noch etwas, was aber kaum zu entziffern war.

»Das ist ein Fragezeichen«, rief Hagen. »Klarer Fall: Hier fehlt eine Zahl!«

»Mach doch mal Platz!«, giftete Theo und schubste ihn zur Seite.



Alle sechs Jungs drängten sich um das seltsame Ornament und versuchten, den Sinn dieser eigenartigen Darstellung zu ergründen. Der abergläubische Veit war sich sicher, dieses Zeichen würde Unglück über uns bringen. Etzel dachte praktischer. Er schlug vor, man müsse einfach alle Zahlen addieren, um den Wert zu erhalten, der dem Fragezeichen entspräche. »Blödsinn!«, rief Theo entrüstet. Eine bessere Idee hatte allerdings auch er nicht zu bieten. Hagen hatte die Hände in die Hüfte gestemmt und betrachtete die Zahlen angestrengt. »Ich fürchte«, murmelte er, »die Sache ist noch um einiges vertrackter.«



Die gesuchte Zahl ist auch die Seitenzahl, wo die Geschichte weitergeht. Wenn du die richtige Seite gefunden hast, stimmt das Wappen dort mit dem Wappen dieser Seite überein.

Falls du nicht daraufkommst, wie man dieses Rätsel lösen kann, findest du auf den folgenden schwarzen Seiten einen Hinweis und eine vollständige Lösung.





HINWEIS

Oh ja, da hat Hagen wirklich recht. Die Sache ist verräckerter, als Etzel sich das vorgestellt hat. Und trotzdem: Auch Etzels Idee war so verkehrt nicht. Denn tatsächlich muss zwischen die Zahlen jeweils eine Rechenoperation eingefügt werden. Diese Rechenoperationen folgen einer logischen Reihe. So kommt man von einer zur anderen Ziffer und findet auch heraus, was als letzte Zahl dort stehen muss.



AUFLÖSUNG

Um von der ersten zur zweiten Zahl zu gelangen, muss man 1 addieren. Zur dritten Zahl kommt man, wenn man 2 subtrahiert. Auf diese Weise geht man durch alle 4 Grundrechenarten: $+ 1 \mid - 2 \mid \times 3 \mid : 4$. Danach beginnt man wieder mit dem Addieren, zählt die Ziffern aber einfach weiter: $+ 5 \mid - 6 \mid \times 7$. Was kommt dabei heraus? $13 + 1 = 14 \mid 14 - 2 = 12 \mid 12 \times 3 = 36 \mid 36 : 4 = 9 \mid 9 + 5 = 14 \mid 14 - 6 = 8 \mid 8 \times 7 = 56$. Die Geschichte geht also auf Seite 56 weiter.

»Ich werd verrückt!«, rief Etzel und hüpfte aufgeregt auf und nieder.

»Der Hagen hat echt was im Kopf!«, konstatierte Dietbert anerkennend.

Auch ich war verblüfft, denn auf das, was Hagen hier herausgefunden hatte, wäre ich im Leben nicht gekommen. Er hatte mit einem Stock seine Rechnung in den Sand geschrieben und da stand sie nun – verblüffend und doch irgendwie plausibel:

$13 + 1 = 14$ | $14 - 2 = 12$ | $12 \times 3 = 36$ | $36 : 4 = 9$ | $9 + 5 = 14$ |
 $14 - 6 = 8$ | $8 \times 7 = 56$.

Hagen erklärte: »Man muss die Zahlen einfach abwechselnd addieren, subtrahieren, multiplizieren und dividieren, und zwar fortlaufend mit 1, 2, 3, 4 und so weiter ...«

»Ja, ja, ganz einfach«, murmelte Veit kopfschüttelnd und verdrehte dabei vielsagend die Augen. »Bleibt nur noch die Frage, was wir damit anfangen sollen.«

Dietbert bemerkte, dass einige Steine in der Mauer nummeriert waren. Es gelang uns zwar nicht, ein System hinter diesen Nummern zu erkennen – das schaffte nicht einmal der schlaue Hagen –, aber der kleine Etzel, der vor dem Turm in die Hocke gegangen war, fand dort



ganz unten einen Stein mit der Nummer 56. Was sollten wir damit anfangen? Eine eingehende Untersuchung ergab, dass dieser Stein lose war. Er ließ sich ein wenig hin- und herbewegen. Es brauchte einige Versuche, bis schließlich Theo – der Mann fürs Grobe – mit brachialer Gewalt vor den Stein trat und dieser nach hinten in den Turm hineinfiel.

Es knirschte in der Mauer und für einen Augenblick dachten wir, der Turm würde nun zusammenstürzen und uns allesamt unter seinen Trümmern begraben. Aber es waren nur die umgebenden Steine in dem Mauerwerk, die ebenfalls nachgaben und krachend in das Innere des Turmes fielen. Als der Staub sich gelichtet hatte, sahen wir, dass ein Loch in der Mauer entstanden war, das zwar keine Tür im eigentlichen Sinne war, aber dennoch genügend Platz bot, um hindurchzuschlüpfen.

Und das taten wir – zögernd zwar, aber dennoch von unstillbarer Neugier getrieben. Erst als wir im Inneren des Hungerturmes standen, bemerkten wir, dass er in gewisser Weise unsere Erwartungen enttäuschte. Auf dem Boden gab es weder Eisenpfähle noch menschliche Gebeine. Aber von oben, wo sich zaghaft das Tageslicht in den fensterlosen Turm schlich – von ganz dort oben hing tatsächlich ein Seil herab.



»Wer traut sich, da hochzuklettern?«, rief Veit und schaute in die Runde. Das Echo seiner Stimme verhallte langsam im Raum. Keiner sagte etwas. Die Begeisterung über seinen Vorschlag schien sich in Grenzen zu halten.

»Ich schlage vor, du machst den Anfang«, sagte ich.

Wer weiß, wie lange dieses Seil dort schon hing? Womöglich hatte es den Brand überlebt, der den Turm geschwärzt hatte. Mit Sicherheit war es steif und brüchig und würde bei dem Erstbesten, der versuchen würde, daran hochzuklettern, reißen und ihn in die Tiefe stürzen lassen. In Veits Augen ließen sich deutliche Zeichen von Angst erkennen. Er war heilfroh, als Hagen, der in dem herumliegenden Schutt gewühlt hatte, plötzlich rief: »Hier ist ein Gang nach unten!«

Alle Jungs scharten sich um ein Loch im Boden, von wo uralte, abgewetzte Stufen nach unten führten. Zuerst dachte ich an einen Brunnenschacht, aber am Ende dieser schiefen Treppe wurde es heller, als würde durch eine Öffnung Tageslicht in den Schacht fallen. Schweigend stiegen wir in das Bodenloch und tasteten uns bis ganz nach unten vor. Dort fanden wir ein kleines Loch, das von Brennesseln überwuchert war. Vorsichtig bahnten wir uns einen Weg ins Freie.



Unsere Burg war auf einem Felsen errichtet worden. Auf der vorderen Seite gab es einen sanften Anstieg des Geländes, sodass man bequem auf einem gewundenen Weg das Tor erreichen konnte. Auf der anderen Seite jedoch – da wo der schwarze Turm die Mauer überragte – war der Wald. Erhaben über den Wipfeln der Bäume thronte auf dem schroffen Felsen die Festung. Von dieser Seite aus konnte niemand angreifen, es sei denn, er würde mit seinem Heer den Felsen erklimmen und dann noch die Mauer überwinden. Hier standen wir nun: Hagen, Theo, Veit, Dietbert, Etzel und ich. Unter uns fiel steil der Felsen ab. Von oben schauten wir auf das dichte Blätterwerk des Waldes.

Wir waren still geworden. Auf der viel zu knappen und noch dazu abschüssigen Kante unterhalb der Burgmauer hatten wir Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Wenn man nach unten schaute, wurden die Knie weich. Von hier aus wirkte der Wald wie eine andere, fremde Welt. Ein Bussard kreiste heiser schreiend über den Baumkronen. Plötzlich ließ er sich herabfallen, mitten in das grüne Gewoge, und verschwand.

Wir schauten uns gegenseitig an. Und dann sprach einer aus, was alle dachten. »Wer hat den Mut, hier herunterzuspringen?« In mir – und ich möchte wetten, auch in



allen anderen – begannen die Gedanken zu kreisen. Da war zum einen die Furcht und der daraus geborene Wunsch, so schnell wie möglich wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen. Da war die Angst, vor den Kameraden als Feigling dazustehen. Da war zum anderen die Neugier – denn keiner von uns hatte jemals gesehen, was unterhalb der Baumwipfel war. Wie würde die fremde Welt zu unseren Füßen aussehen für den, der die Kühnheit besaß, die grüne Mauer aus Blättern wie ein Raubvogel im freien Fall zu durchstoßen? Da war die Aussicht auf unsterblichen Ruhm. Das Blätterdach schien so dicht zu sein, dass es doch möglich sein müsste, mitten in einer der mächtigen Baumkronen zu landen und – abgebremst durch das weiche Polster des Blattwerks – einen Halt zu finden. Was aber würde geschehen, wenn man keinen Halt fände? Wie tief fiel man dann?

Und plötzlich hörte ich neben mir einen sagen: »Der Georg hat Schiss!« Ich drehte mich um und sah in Theos freches Gesicht. »Er hat die Hosen voll. Gleich ruft er nach seiner Mama.«

Für einen Moment schien es ein verlockender Gedanke zu sein, ihm das Nasenbein zu zertrümmern. Aber es hätte nichts genützt. Auch dann wäre ich als Feigling



gebrandmarkt gewesen. Ich wusste, dass ich jetzt gefordert war. Würde ich das auf mir sitzen lassen, wäre ich als Mann erledigt, noch bevor ich einer geworden war. Wann, wenn nicht jetzt, war die Gelegenheit, ein für alle Mal zu zeigen, wer den größeren Schneid hatte.

»Du kannst nur quatschen«, sagte ich, »springen kannst du nicht!«

Ich sah die Verblüffung in seinen Augen und da wusste ich: Jetzt gibt es kein Zurück mehr. Ich bin Georg – und ich werde nicht kneifen.

Ich hörte die Schreie meiner Freunde hinter mir. Ich sah, wie die Zeit sich verlangsamte. Die Bäume flogen auf mich zu. Dann tauchte ich in das raschelnde Grün ein. In dem Moment, als ich zupacken wollte, bekam ich einen Schlag ins Gesicht, in den Magen ... und noch an mindestens hundert anderen Stellen. Etwas brach unter mir. Mir wurde schwarz vor Augen und ich fiel ...



Mein Kopf fühlte sich groß an wie der schwarze Turm. Und ebenso hohl.



Während mein Bewusstsein erste, wacklige Gehversuche unternahm, bemühte ich mich, eins meiner geschwollenen Augen zu öffnen. Möglicherweise war ich jetzt im Himmel. Und ich war gar nicht richtig darauf vorbereitet. Was sollte ich den heiligen Engeln erzählen? Vor mir stand ein Geschöpf in einem schmutzig weißen Kleid und ohne Schuhe. Es trug aber keine Harfe oder so etwas, sondern einen großen Ast, den es wie einen Knüppel hielt.

»Wenn du aufstehst, schlag ich dir den Schädel ein«, bemerkte das Wesen.

Ich öffnete nun auch das andere Auge. »Jetzt mach mal halblang«, murmelte ich.

»Halt bloß deine zerschundene Fresse!«, sagte das Wesen.

Ich überlegte. Die vulgäre Ausdrucksweise passte so gar nicht zu einem Bewohner der himmlischen Herrlichkeit. Auch die schmutzigen Füße und das zerzauste Haar wirkten alles in allem sehr irdisch. Ich biss meine Zähne zusammen und richtete mich auf. Schon sauste der Knüppel auf mich nieder. Mit einem Schwung sprang ich auf und schnappte mir den Stock. Dann aber klappten meine Beine unter mir zusammen und ich fiel recht ungeschickt aufs Gesicht. Das Wesen kicherte.



»Wo kommst du denn her?«, fragte es.
 »Hast du doch gesehen«, antwortete ich, »von oben!«
 »Kannst du fliegen, oder was?«
 »Wohl kaum, sonst würde ich nicht hier auf dem Wald-
 boden liegen und mich von dir verhauen lassen.«
 »Pfff«, machte das Geschöpf und setzte sich in sicherer
 Entfernung zu mir auf den Boden.
 »Du kommst aus der Burg, stimmt's?« fragte es.
 »Und du bist gar nicht so blöd, wie du aussiehst«, gab
 ich zurück. »Wie heißt du?«

Das Mädchen im weißen Kleid wirkte misstrauisch. Sie
 saß mir gegenüber, hatte die Beine angewinkelt und ihre
 Arme um die Knie geschlungen. Sie hielt den Kopf ge-
 neigt und funkelte mich von unten an. Dabei hing ihr das
 strähnige Haar so ins Gesicht, dass man kaum die Augen
 sehen konnte. Ich schätzte sie zwei, drei Jahre jünger
 ein, als ich selbst war – mit anderen Worten: ein Kind
 (während ich ja gerade dabei war, ein Mann zu werden).

»Grete«, sagte sie leise. »Eigentlich Margarethe.«
 »Hallo Grete, ich heiße Georg«, sagte ich keuchend,
 während ich versuchte, eine etwas würdevollere Haltung
 einzunehmen. »Und du wohnst hier im Wald, oder?«
 »Na, du scheinst aber auch nicht gerade auf den Kopf
 gefallen zu sein«, konterte sie.



Einen Augenblick noch fixierte sie mich mit ihrer un-
 durchdringlich ernsten Miene. Dann kam das Lachen
 prustend aus ihr heraus und ich konnte ebenfalls nicht
 mehr an mich halten. Ich stellte fest, dass auch Lachen
 sehr schmerzhaft sein kann. Schließlich stand sie auf
 und reichte mir die Hand. Ich erhob mich mühsam mit
 ihrer Hilfe.

»Meine Großmutter steht auch immer so auf«, sagte sie
 und schaute mich mit großen Augen an.
 »Normalerweise bin ich gelenkiger«, gab ich zurück
 und streckte mich vorsichtig. »Wie alt ist deine Groß-
 mutter?«
 »Wie alt?«, fragte sie irritiert.
 »Na – wie alt eben. Ist sie sechzig? Oder siebzig? Oder
 vielleicht fünfhundert?«
 Grete schwieg und dachte nach. »Sehr, sehr alt«, sagte
 sie dann. Offensichtlich konnte sie mit Zahlen gar nichts
 anfangen.
 »Habt ihr hier gar keine Schule?«, fragte ich naiv.
 Grete sah mich fragend an.

»Schule«, erläuterte ich, »wo man in Grammatik und
 Arithmetik unterrichtet wird ... und wo man die Worte
 aus den Heiligen Schriften lernt ... habt ihr so was gar
 nicht?«



Grete schaute zuerst verblüfft, dann verärgert. Offensichtlich wollte sie sich nicht von dem Meister, der da gerade vom Himmel gefallen war, sagen lassen, was sie alles nicht wusste.

»Ich kann nähen!«, erklärte sie bockig. »Und meine Großmutter kann sogar lesen. Sie hat ein irre dickes Buch, und aus dem hat sie mir sogar schon mal vorgelesen.«

Dann erzählte sie, dass die Großmutter eine weise Frau sei, die im Garten Kräuter pflanze, die es nirgendwo anders gebe als nur bei ihnen, und dass sie mithilfe dieser Kräuter gesund machen könne. Mich schauderte. Ich stellte mir eine uralte, gebeugte Frau vor, mit faltigem Gesicht und einem Raben auf der Schulter, die in dicken Zauberbüchern liest und geheimnisvolle Tränke braut. Ich wusste, dass man von diesen Frauen erzählte, wie sie mit ihren Zaubern Heil oder Schaden zufügen könnten und dass sie zuweilen sogar mit den Geistern der Verstorbenen reden würden. Ein unerklärliches Grauen griff nach mir. Ich musste dringend das Thema wechseln.

»Grete, kannst du mir sagen, wie ich zurück zur Burg komme?«, fragte ich.



Sie konnte. Auf dem Weg durch den Wald deutete sie auf eine niedrige Hütte, hinter der ein paar Hühner scharrten. Dort wohnte sie mit ihren sechs Geschwistern, ihrem Vater und der Großmutter. Ihre Mutter war bei der Geburt ihrer jüngsten Schwester gestorben. Seitdem war Grete für den Haushalt zuständig. Es fiel mir schwer, mir vorzustellen, wie so viele Leute eine so kleine Hütte bewohnen konnten.

Grete wusste sogar einen geheimen Weg, der an den Hüttern des Tores vorbeiführte und mich wieder nach Hause brachte. Jenseits der Burgmauer trennten sich unsere Wege. Sie winkte mir nach, aber ich winkte nicht zurück. Hätte ja jemand sehen können. Das wäre mir peinlich gewesen.

Mein Vater stellte mich zur Rede, aber er erfuhr von mir nicht mehr, als dass ich beim Klettern von einem Baum gestürzt wäre. Es befriedigte ihn nicht. Er beschloss, es sei nicht gut für mich, weiter mit meinen Kameraden herumzustreifen. Stattdessen wäre es nun Zeit für den Ernst des Lebens. Ich würde ab sofort bei ihm in die Lehre gehen und ein anständiges Handwerk lernen.

Es blieb mir nichts übrig, als mich zu fügen, und so wurde ich Schmied.

